

# DIE FACKEL

NR. 29

WIEN, MITTE JÄNNER

1900

Die Tagung der Delegationen ist beendet, Graf *Goluchowski* atmet auf. Der Ärmste! Angegriffen, weil er sich *nicht* einmischt — in die auswärtigen Verhältnisse —, und wiederum angegriffen, weil er sich einmischt — in die inneren Verhältnisse —, mochte er an seinem Beruf zum Staatsmann schier irre werden. Aber Herr *Doczi* tröstete ihn und verfaßte ihm eine Erklärung, in der alles, was gegen den Minister vorgebracht worden war, rundweg geleugnet wurde; diese Erklärung ward von Herrn *Goluchowski* vorsichtigerweise erst zum Schluß der Debatte verlesen, in deren Verlauf der Leiter unserer auswärtigen Politik nicht gewagt hatte, das Wort zu ergreifen. So viel Hilflosigkeit mußte schließlich auch seine schlimmsten Gegner entwaffnen: Herr *Kramarsch* soll dem Minister zum Abschied die Hand gedrückt haben.

Wir dürfen also wieder ungestört der inneren Politik uns widmen. Der Ausgleich ist fertiggestellt; dank der politischen Einfalt des Überschätzers der österreichischen Menschheit und der österreichischen Verfassung, des Grafen *Clary*, natürlich mit dem § 14. Jetzt geht's an die nationale Verständigung, und alle Dekompositeure Österreichs lassen Friedensschalmeien ertönen. Unter diesen Klängen soll das Faschingsministerium *Koerber* seinen Einzug halten; und schon am 28. Januar sollen die Verständigungskonferenzen für Böhmen und Mähren zusammentreten. Sie werden knapp einen Monat für ihre Beratungen beanspruchen dürfen; denn ach! Der 28. Februar ist Aschermittwoch, der alle Faschingskomödien beendet.

Glaubt irgendwer ernsthaft, daß die 26 oder 30 Herren, die Ende Januar im Abgeordnetenhaus zusammentreten sollen, den nationalen Streit schlichten können? Das Äußerste, was sie zu leisten vermögen, sind vernewerte (?) Punktationen. Aber dann brähe in Böhmen und Mähren von radikaldeutscher wie von radikalschechischer Seite ein Sturm los, der noch gründlicher als jener, der sich nach den Punktationen von 1890 erhob, mit den zum Frieden bereiten Parteien und ihren Abmachungen aufräumen würde. Und das wissen diese Parteien sehr wohl. Die deutsche Fortschrittspartei und die deutsche Volkspartei ebenso wie die Jungtschechen haben keinen so starken Rückhalt in ihren Wählerschaften, daß sie wagen dürften, einen kühnen Schritt zu tun. So macht das Gefühl ihrer Schwäche sie unnachgiebig. Weil aber Machtfragen nur von dem Starken entschieden werden können, muß die nationale Frage von jener Macht gelöst werden, die heute allein in Österreich stark ist, sobald sie sich nur stark fühlt, von der Krone. Der aufgeklärte Absolutismus hat seinerzeit in diesem Staate die Aufgabe, die ihm gestellt war, die unerschütterliche Begründung der Reichseinheit, nicht vollenden können: so muß er es jetzt nachholen. Und wenn er das getan haben wird, wird er sich zugleich überflüssig gemacht haben. Dann aber brauchen wir starke Parteien, die aus den mächtigen Wurzeln, mit denen sie in den Völkern haften, die Kraft holen, Träger eines Nationalismus ohne Chauvinismus und sozialer Ideen zu sein. Die Lösung der Nationalitätenfrage steht heute auf demselben Punkt, auf dem

sie stand, als Graf Taaffe stürzte. Noch einmal sind alle Experimente, die er schon angestellt hatte, gemacht worden, sind alle Verbindungen, die er die Parteien hatte eingehen lassen oder eingehen lassen wollen, erprobt worden. Der Erfolg war um soviel geringer als zu Taaffes Zeit, als seine Nachfolger an politischen Fähigkeiten ihm nachstanden. Wenn aber der Absolutismus den Sprachenstreit entschieden haben wird, dann wird er auch das Testament zu vollstrecken haben, das der scheidende Taaffe hinterlassen hat. Mit dem Oktroi eines Sprachengesetzes wird die neue Periode des Absolutismus beginnen und mit dem Oktroi der Taaffeschen Wahlreform wird sie enden müssen.

Und hiermit nehme ich bis Aschermittwoch Abschied von der inneren Politik.

\* \* \*

**S** eitdem dank den Taten der Männer, die seit Taaffes Demission Österreich regiert haben, österreichische Ministerposten nicht mehr als Ehrenämter betrachtet werden, pflegt man mit erhöhtem Interesse den Verdienst zu berechnen, der die Verdienste unserer Staatslenker belohnt. Und häufig hört man in der Öffentlichkeit behaupten, daß »die Ministerpension von 4000 Gulden« doch allzuleicht erworben werde. Aber die öffentliche Meinung irrt; zwar nicht betreffs der Schwierigkeit des Erwerbes, aber betreffs des Ausmaßes der Pension. Denn die Ministerpension ist zumeist weit höher. Wir haben hier vier Abstufungen zu unterscheiden: 1. Ein Minister übernimmt ein anderes Staatsamt: dann behält er Rang und Einkommen seiner früheren Stellung, also 10.000 Gulden nebst Funktionszulage. 2. Ein Minister wird »unter Vorbehalt seiner Wiederverwendung« entlassen; dann behält er den vollen Gehalt abzüglich der Funktionszulage, also 10.000 Gulden. 3. Ein Minister wird kurzweg entlassen; er war, ehe er auf den Ministerposten berufen wurde, Sektionschef; dann erhält er auf Grund der Fiktion, daß er als solcher die volle Dienstzeit zurückgelegt habe — denn nur seine Ernennung hat ihn verhindert, auszdienen —, eine Pension von 7000 fl., dem vollen Sektionschefsgehalt. 4. Nur die von Liebhabern noch immer geschätzten Portefeuilles für parlamentarische Minister (inklusive der Portefeuilles der Minister ohne Portefeuille) sind infolge übermäßigen Angebots im Preise gesunken. Parlamentarische Minister, die einfach entlassen werden, erhalten tatsächlich nur jene vielberufene Pension von 4000 fl. Aber das geschieht höchst selten; selbst Minister, deren Verwendbarkeit vielfach angezweifelt wird, scheinen meistens wiederverwendbar zu sein; freilich nur unter Vorbehalt. Aber das bedeutet eben (siehe 2.) 10.000 fl. Pension. Das Nebeneinkommen, das in den Fällen 2., 3. und 4. eventuell aus Verwaltungsratsposten erwächst, wurde bei dieser Berechnung natürlich nicht in Betracht gezogen; auch variiert es sehr stark.

Aber selbst beim größten Ministerverbrauch können nicht alle Beamten zur zweiten Rangklasse emporsteigen. Da gibt es denn noch ein Mittel, das Einkommen zu erhöhen: die Ämterkumulierung. Der ausgediente liberale (sozialpolitische) Abgeordnete Wilhelm Exner beispielsweise war ehemals zugleich Professor an der Hochschule für Bodenkultur, Direktor des k. k. technologischen Gewerbemuseums (10.000 fl. Gehalt, freie Wohnung, Beheizung und Beleuchtung), Fachschulinspektor des Kultusministeriums etc. etc. Gegenwärtig ist er Sektionschef und Generalkommissar der österreichischen Ausstellung in Paris (Bezüge 100.000 Francs). Zukunft: 7000 fl. Pension, Verwaltungsratsstellen etc. etc. Noch zahlreichere Lasten trägt der Athlet des Handelsministeriums, Hofrat v. *Rößler*, auf seinen Schultern. Vor dem Lunch ist er Leiter der handelspolitischen Abteilung des Ministeriums, zwischen

Lunch und Dinner Direktor des Österreichischen Handelsmuseums und Direktor der k. k. Exportakademie. Zu welcher Zeit er die Agenden eines Bürochefs des Industrierates versieht, wann er den kommerziellen Dienst für die Pariser Weltausstellung leitet, ist unerfindlich. Aber er tut's. Ein Beamter, der vier bis fünf Stellen ausfüllt, von denen jede einen ganzen Mann erfordert, ist also mit zwei Gehalten und freier Wohnung kaum hinreichend bezahlt. Allerdings, bei Kumulierung so zahlreicher Ämter können die Steuerträger doch wohl Rabatt verlangen.

\* \* \*

#### ZUR STRAFGERICHTSPRAXIS.

**M**an weiß kaum, wo beginnen, wo enden, wenn man alles rügen wollte, was an Unsinnigem, Unmenschlichem, Ungesetzlichem in unserer Strafpraxis geleistet wird. Was in den Gefängnissen geschieht, davon erfährt ja der »Laie« überhaupt nichts. Aber die *Untersuchung* ist uns, immerhin so nahegerückt, daß man sich wundern kann, wie wenig man von ihren schreienden Übelständen vernimmt. Ein Gerichtsbeamter teilt mir mit, daß der Unfug mit den nicht unterscheidbaren Zeugen— und Beschuldigtenvorladungen nicht der ärgste sei; bei der Vernehmung werde ja der Zeuge gewiß an den abzulegenden Zeugeneid gemahnt. Geradezu entsetzlich sei aber folgende Prozedur, zu der man sich in letzter Zeit hin und wieder verleiten ließ: Die Staatsanwaltschaft läßt zum Beispiel Kinder als *einzig* Zeugen gegen die Eltern vorladen; sie entschlagen sich der Aussage, nachdem ihnen eindringlich vorgehalten wurde, daß auf eine Unwahrheit alle möglichen zeitlichen und ewigen Strafen gesetzt seien. Nun beantragt der Staatsanwalt, sie neuerlich vorzuladen, aber als *Beschuldigte*. Daß es jetzt keine Entschlagung mehr gibt, sagt man ihnen wohl, die armen Getäuschten aber aufmerksam zu machen, daß sie jetzt nicht die Wahrheit zu sagen brauchen, dazu kann man sich »im Interesse der Rechtsfindung« nicht aufraffen.

Die ungesetzliche Verweigerung der Zeugengebühren geht soweit, daß man den *Wochenlöhnern*, also allen gewerblichen Hilfsarbeitern, ihr Recht auf Zeugengebühr einfach abspricht und es nur den Tagelöhnern gewährt; und zwar bekommen diese höchstens einen Gulden, mag der »Ersatz des entgangenen Erwerb«s, den ihnen das Gesetz zubilligt, auch um noch so viel höher sein. Man täte jedoch dem Untersuchungsrichter unrecht, wollte man ihn dafür verantwortlich machen. Was hätte er davon? Aber es ist eben nicht angenehm, ins Präsidium gerufen zu werden und den Vorwurf der Verschleuderung ärarischer Gelder anhören zu müssen ...

Daß man den Beschuldigten auf Beschwerden und Einsprüche während der Haft kurzerhand durch einen Vermerk im Protokoll, auf den er gar nicht aufmerksam gemacht wird, verzichten läßt, ist nicht so schlimm; — denn was könnten ihm alle diese Kautelen unserer weisen Strafprozeßordnung nützen? Die Behörde, an die appelliert wird, die Ratskammer, besteht aus ein paar anderen Untersuchungsrichtern mit denselben Schmerzen. Überhaupt sind solche Beratungen äußerst gemütlich, wo zwischen einem Paar »sehr Heißen« und einem Doppelliter über Menschenschicksale an Gottes Stelle entschieden wird.

Was soziale Ungleichheit bedeutet, das sehe man, versichert mein Gerichtsbeamter, erst an Untersuchungshäftlingen so recht. Hier: Bequemlichkeiten, tröstender Briefwechsel, Essen und Trinken, Besuche, Verteidiger, Kaution und damit Enthftung, Untersuchung des Geisteszustandes usw.

Dort: Hunger, Grobheit, kein Lichtstrahl, kein gutes Wort. Bei den Demonstrationen unter Badeni ward ein junger Hofratssohn und Landesgerichtsratsneffe von einem unglücklichen Wachmanne arretiert (dem später allerdings noch rechtzeitig die Vernunft zurückkehrte und das Gedächtnis schwand). Nach ein paar Stunden war der junge Herr auf freiem Fuß. Ein aus gleichem Anlasse verhafteter Arbeiter, der flehentlich um Enthaltung bittet, weil er offenbar sein Brot verliert und Weib und Kind verhungern, muß warten und brummen, »damit alles in einem Aufwaschen geht«.

Und die Verhaftung selbst? Bekanntlich gibt es im Gesetz genau normierte Haftgründe. Ob sie vorhanden sind, ob nicht, das prüft in Wien — die *Polizei*. Am häufigsten wird Fluchtverdacht angegeben. Selbstverständlich ist irgendein rumänischer Bankier jederzeit weniger fluchtverdächtig, als ein armer, in Wien geborener und zuständiger, eventuell auch lahmer und blinder Greis. Die Haftgründe (Flucht—, Kollusions—, Repetitionsgefahr) werden wahllos genannt, wenn der Täter in Haft kommen soll ... Aber sehen wir von der sozialen Ungleichheit ab, die als ein unserer Kultur innewohnendes Abstraktum unsere stumpfen Sinne fast nicht mehr beunruhigen kann. Im grauen Hause begibt sich — wenigstens behauptet es mein Gerichtsbeamter — manches, worüber keine Gewöhnung hinweghilft. Wir ehren und schätzen ja alle unsern österreichischen Richter. Wird man unser Bedauern nicht begreiflich finden, wenn im Volke der Glaube geweckt wird, daß Protektion sich der Einmischung in die ernstesten, heiligsten und furchtbarsten Amtshandlungen schuldig machen darf?

\* \* \*

(*Güterverkehr.*) »Slobudka lesna«, ist kürzlich aus dem Besitze des Exministers v. Jedrzejowicz in das Eigentum der »Ika« (Jüdische Kolonisationsgesellschaft) übergegangen <sup>1</sup>.



»Insbesondere soll ein zweifelhafter Vertrag so erklärt werden, daß er keinen Widerspruch enthalte, und von Wirkung sey.«  
§ 914 des allg. bürgl. Gesetzbuches.

**K**ürnberger hat einmal gesagt: »Wenn in Österreich ein Mann die Gesetze befolgen würde, so entstünde daraus unfehlbar eine Revolution.«

Wie man weiß, ist seit jenem Ausspruch keine Revolution erfolgt. Würde jemand, der einen »Verein zur Befolgung der Gesetze« gründen wollte, die Bewilligung der Statuten erhalten? Gott sei Dank, wir haben das nicht nötig! Jedermann weiß doch, »wie man das macht«. Man »richtet sich« eben die Sachen. Man kann alles bekommen, vorausgesetzt, daß man es nicht als Recht verlangt. Es gibt keine komischere Figur als einen Michael Kohlhaas in Österreich ...

Ich kann daher nicht das geringste Mitleid mit den Herren Robert Scheu und Otto Stoeßl, ihres Zeichens Dramatikern, fühlen, die dieser Tage

---

<sup>1</sup> s. Heft 20

vor dem Oberlandesgericht sachfällig wurden, weil sie darauf bestanden hatten, daß das Carltheater seine schriftlich eingegangene Verpflichtung erfülle, ihr Drama »Tote Götter« aufzuführen. Diese Autoren haben seinerzeit ein »Wiener Stück« geschrieben und — waren so naiv zu glauben, daß Verträge gehalten werden müssen? Ich habe das Stück nicht gelesen, aber von ihrem »Milieu« verstehen sie offenbar nicht viel. Man kann die Verirrung nur daraus erklären, daß die Autoren nebenbei auch Juristen sind. Darum ist es einigermaßen verzeihlich, daß sie Verträge für bindend halten. Dieser Irrtum, dem sich übrigens zwei Urteile (Gericht erster und zweiter Instanz) angeschlossen hatten, wurde den Obersten Gerichtshof nunmehr — Gott sei Dank — zerstört. Das Carltheater wurde der Verpflichtung, das Stück aufzuführen, durch Urteil für ledig erklärt und die Autoren zur Zahlung aller Gerichtskosten verurteilt.

So ist denn der natürliche Zustand wieder hergestellt und den Theatern die Möglichkeit, Verträge zu schließen, die bereits bedroht schien, zurückgegeben. Da es nun gewiß weite Kreise, insbesondere Theaterdirektoren, interessieren dürfte, wie man aus einem schriftlichen, bindenden Vertrag mit heiler Haut entrinnen kann, wird es nötig sein, Einiges über den Fall in Erinnerung zu bringen.

Das Drama wurde mit Vertrag angenommen, eine Konventionalstrafe festgesetzt und ein Termin für die Aufführung fixiert. Vier Monate vor dem Endtermine kam das Stück von der Zensur zurück, als gestattet, mit den landesüblichen Strichen. Das Theater nahm diese Tatsache zur Kenntnis und bereitete angeblich die Aufführung vor, schob sie aber so lange hinaus, bis der Endtermin nahe war. Nun erklärte plötzlich Direktorstellvertreter Müller, er trete vom Verträge zurück. Die Ausrede, die in ihm bis zu dieser Zeit endlich gereift war oder ihm von Herrn Victor Leon inspiriert wurde, lautete: Das Stück sei durch die Zensurstriche verstümmelt worden. Die Autoren klagten und behielten in zwei Instanzen Recht, indem beide Gerichte erklärten, das Theater habe seine Verpflichtung nicht erfüllt, insbesondere nichts zur Beseitigung der Zensurstriche während dreier Monate unternommen. (Bemerkt muß hier werden, daß nach den Gesetzen das Theater *allein* berechtigt ist, mit der Zensurbehörde zu verkehren, und daß Herr Müller den Autoren versprochen hatte, durch seine *nur ihm bekannten Mittel* die Behebung der Schwierigkeiten herbeizuführen.) Erst dem Obersten Gerichtshof schien Müllers Ausrede einer tieferen Erörterung würdig, er hob das Urteil des Oberlandesgerichtes auf und ordnete eine neuerliche Verhandlung mit Zuziehung eines Sachverständigen an, der darüber entscheiden sollte, ob die Zensur tatsächlich das Stück ruiniert habe. Zum Sachverständigen wurde Herr Hofrat Max Burckhard gewählt, von dem beide Teile angenommen zu haben scheinen, daß er sich seit seiner Entfernung von der Direktion des Burgtheaters bereits einen Sachverständigen für Stücke erworben habe. So wurde er zum zweitenmal in seinem Leben durch Dekret zum Sachverständigen *ernannt*. Dieser erklärte, das Stück habe in wesentlichen Teilen gelitten; daß die Erfolgsmöglichkeit gelitten habe, sei wahrscheinlich, doch nicht mit Sicherheit zu sagen, das Stück sei aber noch immer aufführbar. Das Oberlandesgericht, das sich im ersten Urteile der *ersten* Instanz angeschlossen hatte, schloß sich jetzt der Rechtsanschauung der *dritten* Instanz an, indem es sich in seiner Auffassung für gebunden erklärte, und verurteilte die *Kläger*.

So ist also die Zensurbehörde von den Gerichten offiziell als *vis major* anerkannt, die den von ihr Betroffenen von seinen Verbindlichkeiten erlöst. Denn sie hat die durch keinerlei Gesetz eingeschränkte Macht, nach freiem Ermessen mit den Werken dramatischer Autoren zu verfahren.

Wem ist sie verantwortlich? Gott und sich selbst. Auf welche Gesetzesstellen hat sie sich zu stützen? Auf keine. Wie begründet sie ihre Maßregeln? Gar nicht. Welche Richter kann man gegen sie anrufen? Keine. Wie haftet sie für Übergriffe? — Nicht! Welche Garantien für Loyalität, Takt und Verständnis sind gegeben? Die Einsicht und das Kunstverständnis des Herrn Bezirkshauptmannes Wagner v. Kremsthal und des Radfahrers Kielmansegg. — Weil diese Macht vollkommen unbeschränkt und unberechenbar ist, muß man sie als k. k. vis major respektieren. Beim Bahnverkehr zum Beispiel ist es das Eintreten eines Elementarereignisses, das die Bahn von ihrer Verpflichtung zur prompten Lieferung im speziellen Fall befreit. Das Auskommen eines wild gewordenen Ochsen auf der Straße kann unter Umständen vis major sein, denn man weiß ja nicht, daß der Ochse wütend werden wird. Wird jemand von diesem Ochsen niedergerannt und dadurch an der Erfüllung einer Verpflichtung gehindert, so ist er von jeder Schuld freizusprechen. Um nun auf den Zensor zurückzukommen, so entzieht es sich der menschlichen Berechnung vollkommen, zu ahnen, was Herr Wagner v. Kremsthal »streichen« wird. Daher sind diese Striche gleichsam ein Fatum, ein Hagelschlag, — eine vis major. Wie wurde nun Herr Wagner v. Kremsthal gelohnt für die gerichtlich konstatierte »wesentliche« — Amtshandlung? Mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. Er ist ebensowenig verantwortlich wie der Hagel, der Schneefall usw.

So wenig schmeichelhaft die Charakterisierung der Zensur als einer vis major sein mag, so mag Herr Wagner v. Kremsthal versichert sein, daß sie auch nicht zutreffend ist. Herr Wagner v. Kremsthal und Graf Kielmansegg sind *Menschen*, sie stehen durchaus nicht auf der Höhe eines Schicksalsschlages. Es kommt nur auf die Art und Weise an, wie man sich ihnen nähert. Herrn Direktor Müller sind ja nach seinem eigenen Geständnis Mittel und Wege bekannt zur Aufhebung von Zensurstrichen. Wenn also auch seine Macht vielleicht nicht so weit reicht, sich Zensurstriche zu *verschaffen*, so erreicht er doch dasselbe, indem er die einzig wirksamen Mittel zu deren Beseitigung nicht anwendet. Wenn auch die persönlichen Reize der Herren Müller und Jauner auf Herrn Kielmansegg keine besänftigende Wirkung ausüben konnten, so waren ihnen doch, wie sie wenigstens behaupten, andere Mittel bekannt, ihn zu gewinnen. Freilich hatten sie es nicht so leicht, wie Herr v. Bukovics, der eine Zeitlang täglich seine Meinung der Zensur ins Gesicht sagen konnte, da er ja Herrn Wagner v. Kremsthal beim Frühstück gegenüber saß.

Wie dem auch sei, der status quo ist wieder hergestellt, — dank dem Zusammenwirken des Obersten Gerichtshofes, des Herrn Wagner v. Kremsthal, des Oberlandesgerichtes, des Herrn Jauner und des sachverständigen Hofrats Burckhard. Ich aber hoffe, daß jetzt die schöne Harmonie zwischen Zensur, Theater und Wiener Schriftstellerwelt nicht mehr gestört werden wird. Leider höre ich, daß Herr Wagner v. Kremsthal unter ausdrücklicher Berufung auf die Erfahrungen, die er mit den zwei streitbaren Autoren gemacht hat, jeden Verkehr mit Dichtern ablehnt. Schade um die Inspirationen, die beiden Teilen dadurch verloren gehen!

Im übrigen bin ich befriedigt. Die Stellung Wagners v. Kremsthal ist neu gefestigt, Herr Burckhard kann neue Satiren schreiben und neues Theaterrecht entwerfen und das Carltheater wieder Kontrakte schließen. Andere Theaterdirektoren tun dies freilich schon längst nicht mehr und lassen es zu derartigen Mißhelligkeiten mit den Autoren überhaupt nicht kommen. Sie nehmen Stücke an, schließen aber keine Kontrakte, sie wollen sich nicht binden und geben ihr Ehrenwort.

## BURGTHEATER.

Vor einigen Wochen gab das »Etablissement« Somossy in Budapest folgendes Programm aus:

### THE THREE WORTLEY:

Die phänomenalste Leistung auf dem Gebiete der Luftgymnastik.

### ESKO:

Krokodil—Imitator.

### GESAMTGASTSPIEL DER MITGLIEDER DES BURGTHEATERS UNTER LEITUNG DES

### OBERRREGISSEURS HERRN JOSEF LEWINSKY.

Alles Weitere ist bekannt, die Demonstration gegen die deutschen Schauspieler, der Entschluß der Generalintendanz, ihnen das Gastieren vor dem lieblichen Publikum der Bruderstadt auch weiterhin zu gestatten, die zahme gerichtliche Verurteilung der Oes—Budavarer Kulturträger, die im Theater getobt hatten, usw. Tiefe Beschämung erfaßte unsere von ungarischem Patriotismus, ungarischer Freiheit und ungarischem Preßbüro faszinierte öffentliche Meinung, tiefere, weil gleichzeitig die bösen Chauvinisten in Paris Frau Sorma artig willkommen hießen. Dem zügellosen Komödianten hat es nie geschadet, auch am übelsten Ort, vor dem schlechtesten Publikum und zwischen Feuerfressern und Schlangenmenschen seine Künste zu zeigen. Daß Lewinskys strenge Kunst sich so weit bringen ließ, macht das Experiment erst anwidern. Der kritischen Sippschaft zum Trotz, die sich seit Jahren gegen ihn verschworen hat, sei es gesagt, daß dieser Mann nach dem Tode der Wolter der einzige Hüter klassischen Stilbewußtseins geblieben ist. Ich weiß, man ruft heute Entsetzen hervor, wenn man es wagt, gegenüber dem Taumel, der das Publikum bei Nennung des Namens Kainz erfaßt, seine fünf Sinne zu bewahren, wenn man es wagt, den Kult, der mit dem Heros der Dürftigkeit getrieben wird, auf die Schwindelmache einiger Rezensenten zurückzuführen, und wenn man Herrn Kainz für unwürdig erklärt, selbst auf dem Trümmerhaufen eines Burgtheaters seine Trophäen aufzupflanzen. Ich steigere das Entsetzen und — ziehe die langweilige, monotone, farblose oder sonstwie gescholtene Rede Lewinskys dem neurasthenischen Geschnatter des Herrn Kainz vor. Mir fehlt heute der Raum, seit langem schon die Lust, über das Burgtheater zu sprechen. Jeder Tadel ist hier längst zum Gemeinplatz geworden, und Herrn Schlenther anzugreifen, der in behäbiger Ruhe zerstörte, was noch zu zerstören war, hat nichts Verlockendes. Die Wiener Kritik haßt ihn, und so wird er wohl im Amte bleiben. Ihr Haß protegirt, weil man seine Motive kennt. Dem einen hat der frühere Kritiker ein Stück verrissen, dem zweiten der Direktor ein Stück abgelehnt, dem dritten eine Freundin nicht engagiert, und diesem saubern Meinungskartell schließen sich die anderen willenslos an. Es widerstrebt einem, mit diesen Leuten einen Freund, aber es ekelt einen an, mit ihnen ein Opfer gemeinsam zu haben. Ich kann nur wünschen, daß es Herrn Schlenther bald gelingen möge, die Ungunst der Nachtkritiker zu be-

schwören. Dann kann er versichert sein, daß ich wieder mit Lust und Liebe seine Unfähigkeit betrachten, mit vollem Eifer den Zustand unseres Burgtheaters beklagen werde.

\*

Vor einigen Wochen war Hochzeit im Hause eines Wiener Jobbers. Um dem Feste erhöhten Glanz zu verleihen, hatten sich Schauspieler des Kaisers bereitgefunden, die »Klabriaspattie« in klassischer Bearbeitung von Julius Bauer aufzuführen. Ich bin der Meinung, daß dieses Fest und diese Aufführung keine Familiensache des Jobbers sind — auch wenn der Erfolg nicht geflissentlich an ausländische Redaktionen, ja nach Amerika gemeldet worden wäre. Ich hatte es verabsäumt, einen Spezialberichterstatter zu entsenden, aber Augenzeugen erzählten mir nachträglich so haarsträubende Dinge, daß ich der Besorgnis Ausdruck, gab, das Maß von Hohn und Verachtung, über das ich nach den starken Anforderungen der letzten Zeit noch verfüge, werde kaum ausreichen. Ja, was soll man da eigentlich noch sagen? Geschmack und Sitte gewisser Wiener Gesellschaftskreise hat sich oft schon erschreckend enthüllt; doch die *canaille dorée* ist bekanntlich international, und bunter als in anderen Zentren hat sie's hier bislang nie getrieben. Aber die Mitwirkung von kaiserlich—königlichen Hofschauspielern in diesem Ensemble des Widerwärtigen gibt der Sache ihr eigenes Gepräge. Daß Herr Julius Bauer der »Klabriaspattie« einen »klassischen« Text unterlegt, daß er Nathan, Shylock und Uriel sich im Café versammeln läßt, ist bei einem Satiriker nicht auffallend, der nach der Aufführung von »Antonius und Kleopatra« die Worte niederschrieb: »Und die Moral davon? Kaufen Sie sich Busenschützer!« Und ein Mensch, dem der Anblick des geblendeten Ödipus keinen anderen Gedanken eingab, als den, daß zum Schluß des Sophokleischen Dramas auf der Bühne »Ausstich« ausgeschenkt werde, ist wohl befähigt, die Unterhaltung einer Börsengesellschaft zu besorgen. Man weiß es, Taußigs Narr steht auch bei Rothschild in Gnade, und wenn er Urlaub hat, nützt er seine Laune gern, um Herrn v. Springer Ansätze zu Fettleibigkeit wegzuscherzen. Ich werde einer versöhnlicheren Beurteilung des Hochzeitsspiels immer geneigter. Auch daß Herr v. Sonnenthal zum Part eines die Zeche schuldig bleibenden Uriel sich entschloß, nimmt mich eigentlich nicht wunder. Man darf niemanden gewaltsam seinem Milieu entreißen wollen, und man weiß, Sonnenthal findet noch immer die wärmsten Herzensteine, wenn es gilt, für sein Fleisch und Blut eine Sensalenstelle zu erlangen. Lear hat denn auch nur einer Pflicht der Dankbarkeit genügt, als er sich bereit erklärte, die Aufführung zu arrangieren. Er gewann Fräulein Witt und Herrn Zeska für den Plan. Das ist möglich. Ob auch die Herren Thirnig und Lewinsky, muß ich bezweifeln, Herr Lewinsky war zwar direkt aus Budapest gekommen, aber ich erkläre es einfach für eine Verleumdung seitens gewisser, dem trefflichen und korrekten Mann längst aufsässiger Notizenschreiber, wenn man uns glauben machen will, daß Herr Lewinsky den Shylock in der »Klabriaspattie« des Herrn Bauer gespielt hat. Die Budapester Exkursion war eine Verirrung; aber wenn er auch in dem einen Falle die Hofbeamtenwürde preisgab, so ist er doch einer der wenigen Schauspieler, deren feinerer Wesensart es widerstrebt, einem Zeitungstyranen zu liebe ihre Menschen— und Künstlerwürde preiszugeben.

Ich glaube es nicht, daß er, wie mir ein entsetzter Augenzeuge berichtet, als Shylock ins Kaffeehaus tretend, dem aufwartenden Kellner die Worte zugerufen hat: »Bringen Sie mir ein warmes Christenmädchen!« — Worte, die im Jobbersaale dröhnendes Gelächter erweckt haben sollen. Herr Lewinsky kann das nicht gesagt haben. Daß Herr Julius Bauer es erdacht, daß die ver-



trüffelte Gesellschaft dabei gelacht hat, scheint mir glaubhaft. Und es reicht nicht aus, das Maß der Verachtung ...



**I**m Wiener Kunstgeschmack hat sich ein gewaltiger Umschwung vollzogen: Die Salons unserer Geldprotzen werden nicht mehr von Herrn Sandor Jaray, sondern von Olbrich oder Hofmann eingerichtet; und statt der jüngsten Ninetta des Herrn Blaas oder der ältesten Invaliden von Friedländer hängen dort die neuesten Schöpfungen von Klimt und Engelhardt. Was bedeutet das? Nun, jene Herren, die heute reich und morgen vielleicht schon arm sind, sehen eben, wenn sie einen Teil ihres Vermögens in Kunstwerten platzieren, stets darauf, möglichst marktgängige Ware zu kaufen. Und auf dem Wiener Kunstmarkt sind ja in den letzten Jahren viele Valeurs zu Nonvaleurs geworden; die Spekulation begünstigt neue Werte und der geänderten Richtung hat sich, nach längerem Widerstreben, auch die konservative Publizistik gefügt: Der 'Kunsteconomist' der 'Neuen Freien Presse' ist mit der modernen Kunst »in der Lieb«. Aber auch der Schauplatz des Kunsthandels hat gewechselt; die Säle des Künstlerhauses sind verödet, und die schwatzende Menge drängt sich in der Halle des Kunsttempelchens der Sezession. Daß etwa ein kräftiger Arm die Händler aus *diesem* Tempel jage, ist nicht zu befürchten.

Seit manchem Jahre hatte in der Künstlergenossenschaft der Kampf mit einer energischen Opposition sich abgespielt. Einige jüngere Leute, die im Ausland sich umgesehen und etwas gelernt hatten, versuchten sich nicht ohne Glück in den mannigfachen neuen Techniken, die sich dort entwickelt hatten, und arbeiteten, nicht ohne manchen originellen Einfall, im Stile der großen Meister, die in den westlichen Kulturländern heute allgemein anerkannt sind. Aber das Publikum lehnte ihre Werke ab. So lange es nicht zum Verständnis der Vorbilder gebracht war, stand nicht zu erwarten, daß es die Nachbildner schätzen lerne. So ward denn der wesentlichste Programmpunkt der Jungen die Heranziehung der modernen Auslandsproduktion zu unseren Ausstellungen. Hatten früher die Leute, die Makart bewunderten, die Werke des Makart—Imitators Klimt gekauft, so mußten sie jetzt, um die Bilder des Klimt zu kaufen, erst zur Khnopff—Bewunderung erzogen werden; und wer würde sich von Herrn Klimt in pointillistischer Technik porträtieren lassen wollen, ehe er nicht wüßte, wie hoch in West—Europa die Bilder der Pointillisten bezahlt werden, und ehe er nicht durch den Anblick dieser Bilder Gelegenheit erhalten hätte die Treue der Nachahmung zu konstatieren? —

Aber die Alten im Künstlerhause merkten die Absicht der Geschäftsstörung. Und als nach einigen Ausstellungen, in denen die Bilder der modernen Belgier, Franzosen, Engländer, Schotten und der Liebermann—Jünger in Deutschland zu sehen waren, der Wiener Kunstmarkt tatsächlich »flau wurde«, begannen sie stützig zu werden. Da tat die Opposition den entscheidenden Schritt: sie trat aus der Genossenschaft aus. Aber wie überall spielten auch hier mehr persönliche als sachliche Gründe mit. Den Jungen schloß sich gar mancher an, der im Kreise der Modernen recht wenig zu suchen hatte; wenn's ein bekannter Mann war, ließ man sich ihn gern gefallen. Andererseits blieben viele, deren Beitritt zur Sezession man erwarten durfte, zurück. So

Urban und Lefler, die verschiedentliche Proben von ihrer Fähigkeit, den neuen Stil zu adaptieren, gegeben hatten; so neben anderen Graf, von dessen jungem Talente die Freunde der modernen Richtung viel erhofften. Es war vorauszusehen, daß das Verbleiben im Künstlerhause diesen Männern zum Schaden gereichen würde. Wenn die Sezession siegte, war mit Bestimmtheit zu erwarten, daß ein Publikum und eine Kritik, die von den Werken nicht viel verstehen, ihr Urteil nach dem Ausstellungsorte einrichten würden. Auch in Sachen der Kunst haben die Dümmeren die stärksten Überzeugungen. Ihnen sind heute die Begriffe »Künstlergenossenschaft« und »veraltet«, »Sezession« und »modern« gleichbedeutend; und grundsätzlich loben sie das Moderne und tadeln das Alte.

Fast gleichzeitig mit dieser Revolution in Künstlerkreisen ward von oben eine Umwälzung im Kunstgewerbe angebahnt. Unsere Aristokraten, die zu den Rennen und Parforcejagden alljährlich nach England reisen, hatten dort an Wohnungseinrichtungen und Dekorationsgegenständen Gefallen gefunden. Sich englisch einzurichten, ward Mode in der österreichischen Aristokratie, ebenso wie sich englisch zu kleiden. Im Kultusministerium leitete damals ein Aristokrat von gutem Geschmack die Agenden des Kunstgewerbes; dieser Graf Latour nun, der alljährlich große Summen für kunstgewerbliche Erzeugnisse nach England wandern sah, kam auf den Gedanken, daß es praktisch wäre, diese Gegenstände in Österreich imitieren zu lassen, das heimische Kunstgewerbe für den englischen Stil zu schulen. Er fand einen tüchtigen Helfer und geschickten Agitator im damaligen Leiter des Handelsmuseums, Hofrat Scala. Nach Kämpfen, die noch in aller Erinnerung sind, ward dieser Mann, kein Kunstverständiger, aber ein warmer Kunstliebhaber und zugleich praktischer Geschäftsmann, an die Spitze des Kunstgewerbemuseums gestellt, um es zu reorganisieren. Die legitimen geschäftlichen Interessen der Kunstgewerbetreibenden sollten durch diese Reform gefördert werden.

Eines war dabei noch ungewiß. In England haben sich aus den Stilen des 17. und 18. Jahrhunderts zwei völlig verschiedene Richtungen entwickelt. Die eine bezweckt hauptsächlich künstlerische Wirkungen; die Freude am Dekorativen, an Linienführungen, deren Geschichte man leicht bis zu Hogarth zurückverfolgen kann, überwiegt. Die andere geht von den Bedürfnissen des modernen Lebens aus; nach ihnen konstruiert sie Erzeugnisse, die dem wirklichen Gebrauche dienen und standhalten sollen. Deshalb legt sie den höchsten Wert auf das Material, und die künstlerische Wirkung sucht sie nur insoweit, als sie aus der besten Verwertung des Materials sich ergibt. Man hat diesen Stil nicht übel als »Telegrammstil« bezeichnet. Die Hauptsache ist, diese Kunst ist soziales Kunstschaffen; dabei aber — was man fast immer übersieht — auch nationales. Überall hat sie Formen angewandt, die dem englischen Auge längst vertraut sind. So läßt sie Altes allmählich ins Neue herüberwachsen.

Welcher der beiden Richtungen, die beide englisch sind, Herr Hofrat Scala zuneigen würde, war ungewiß. Zunächst schien's, dem Telegrammstile. Zumindest war der Mann, der die Prinzipien dieser Richtung gewandt vertrat, Herr Adolf Loos, ein eifriger Anwalt des Hofrats. Ich glaube, die Absicht, dieser Richtung in Wien zum Siege zu verhelfen, wäre fehlgegangen. Denn auch bei uns müßte die soziale Kunst zugleich national, oder richtiger gesagt, bodenständig sein. Was Lichtwark den Hamburgern predigt, gilt auch für Wien. Mutatis mutandis natürlich; das begreift freilich nur der geringste Teil von jenen, die kürzlich Lichtwarks Vortrag zugejubelt haben, die seit Jahren seinen Schriften zustimmen. Freilich, vom »nationalen Sessel« schwatzt manch einer. Aber wo hätten wir in Wien einen Versuch mit tauglichen Mitteln aufzu-

weisen, eine moderne Entwicklung des Kunstgewerbes aus seiner Vergangenheit anzubahnen? Doch die Berufungen von Lehrern an die Kunstgewerbeschule, die Hofrat Scala seither vorgenommen hat, scheinen zu beweisen, daß er die andere Richtung, die in England heute die typischen Formen der Dekadenz angenommen hat, zu fördern beabsichtigt. Und zwischen dieser Richtung und der Sezession bestehen starke Bande. Einige der Vorkämpfer der Sezession lehren heute an der Kunstgewerbeschule; auf diesem Gebiete sind wir in Österreich offiziell modern.

Wie sich aber die Kritik und das von ihr beherrschte Publikum verhalten haben, davon ein andermal.

\* \* \*

### DIE SAISON.

»Was zeichnet diesen Fasching aus vor allen anderen Faschingen seit 1800?« Also fragte vor einigen Tagen der jüngste Sohn der 'Neuen Freien Presse', und die Leser freuten sich des intim—rituellen Tons, der nunmehr auch schon die Ballplaudereien des Blattes vor den Ballplaudereien aller anderen Blätter auszeichnet, und antworteten einfach und stilvoll: »Was zeichnet diesen Fasching aus vor allen anderen Faschingen usw.?«

\*

Das mitleidige Wien hat sich jetzt entschlossen, die Kinder zu retten, und koste es auch einen Walzer. Oder hat man sich zu tanzen entschlossen und auf der Suche nach einem wohltätigen Zweck — es herrscht schon längst Mangel an solchen — die aktuellste Gelegenheit ergriffen? Jene Kinder, die nicht erst gerettet zu werden brauchen, sucht man durch den Anblick holder *Puppen* zu entschädigen. »Die Künstlerinnen Wiens« haben, um einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelpen und um die Reklamegier auch einmal »in den Dienst der Wohltätigkeit« zu stellen, die guten Wiener mit einer veritablen Puppenbescherung überrascht. Jede Puppe trägt Kostüm und Maske der Spenderin, in den Puppen haben sich die Künstlerinnen selbst dargestellt, und die Puppen sind ohne Ausnahme käuflich. Der Phantasie des Habitus, dem es bisher trotz aller Anstrengung nicht gelungen war, mit der Dame aus der ersten Quadrille zu wohltätigem Zwecke zu soupieren, ist weitester Spielraum gegönnt. »Baron Königswarter, der die Ausstellung besuchte, merkte sich augenblicklich auf die Palmay—Puppe vor«, verkündet uns die über Geschmack und Neigung ihrer Gönner so wohlunterrichtete 'Neue Freie Presse'. Die Balletpuppen, meint sie, tragen alle reichen Brillantenschmuck. »Ist das Selbstironie oder ein zarter Wink an die, die's angeht?« fragt neckisch die Beschützerin jeglicher Prostitution. »Herr Streitmann macht den Damen den Sieg um die schönste Puppe streitig.« Wie das? In einer Ausstellung von 150 weiblichen Puppen der Tenor des Theaters an der Wien? Soll auch der reiche Schmuck, den seine Puppe trägt, ein zarter Wink an die sein, die's angeht? Die Dame, die ihn beim Wiener Handelsgericht auf Erfüllung eines Liebeskontrakts klagte, mag sich jetzt mit der Puppe, die ihn darstellt, bescheiden ... Segnend hält die gute Gesellschaft ihre Hände über diesem anmutigen Bunde, den Kinderstube und Theatergarderobe geschlossen haben. Groß und Klein eilt nach der Puppenausstellung, in der Kärntnerstraße stockt der Verkehr, und eine Wagenburg, die die Passage lebensgefährlich macht, verrät dem Fremden, der lange staunend das Getriebe beobachtet hat, daß sich große Dinge vorbereiten. Werden sich die Wiener für die Puppe der Frau Kopacsi,

die als Coletta, oder für die des Frl. Lanius entscheiden, die als Komtesse Guckerl dargestellt ist?

\*

Aber es lauern noch Überraschungen. Denn was zeichnet diesen Fasching aus usw.? Wenn die Saison sich ihrem Ende nähert, wird das Erfindergenie der maitres de plaisir die bangenden Wiener zum letzten male entzücken. Bevor sie verscheidet, wird die Saison noch ihren Trumpf aufspielen: »*Damenjours in den Sophiensälen!*« Ein Fest in großartigem Stile; eine Anzahl Damen der vornehmsten Gesellschaft, viele unserer hervorragendsten Bühnenmitglieder, Künstler und Schriftsteller haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt«. »Die Idee des Festes besteht darin, daß bekannte Damen der Gesellschaft ihren Freundeskreis *ausnahmsweise* in die Sophiensäle zum Jour laden, woselbst mehrere Interieurs eine getreue Kopie der wirklichen Salons der einzelnen Damen bilden werden.« Welche Aussicht! Und vielleicht setzt man es durch, daß »ausnahmsweise« für diesen Tag das Pokerspiel gestattet wird. Zur Vermeidung von Unzukömmlichkeiten könnte etwa Herr Polizeikommissar Stuckart in eines der getreu nachgeahmten Interieurs entsendet werden. Welche Aussicht! Die berühmte vierte Wand wird entfernt sein, und die Wiener werden in Scharen herbeiströmen, um endlich einmal Frau Auspitz oder Frau Gutmann leibhaftig Tee schenken zu sehen; also nicht etwa als Puppen, oder gespielt, von Damen, die sonst jeden 1., 10. und 20. in den Sophiensälen »zu Hause« sind, kopiert. Nein, echt, alles echt, in echter, greifbarer, lebendiger Wirklichkeit! Um die letzte Spur von Mißtrauen zu entfernen, wird man dem Publikum sogar gestatten, die ausgestellten Hausfrauen und Jourbesucher zu berühren. Eine Dame, die soeben ein getreu nachgeahmtes Interieur verlassen hat, wird *wirklich* betratscht, eine unverstandene Frau spricht über Nietzsche, im Hintergrund deckt ein Herr seinen Zigarrenverbrauch für den kommenden Monat. Dazu stimmungsvolle Musik .... Ich sage nichts, als: Welche Aussicht! Für bloß fünf Gulden Entree kann jetzt auch der Minderbemittelte Herrn Walter Brix Sandwiches essen sehen. Zu wohltätigem Zweck! Und zwischen den offenen Salons »gibt sich die Jugend dem Tanzvergnügen hin« ...

\*

Die Reporterphrase will auch, daß die gute Gesellschaft, wenn sie vom fortwährenden Schwingen des »Tanzbeins« ermüdet ist, sich wenigstens immer irgendwo »Rendezvous gibt«. Die *Melba—Konzerte* waren eine hervorragende Gelegenheit hierzu. Wenigstens wollen eifrige Statistiker des Amusements bemerkt haben, daß an diesen Abenden die Nestroy—Säle eine gewisse Leere zeigten und daß die gute Gesellschaft das übliche »Rendezvous« diesmal in den Musikvereinssaal verlegt hat. Mein Berichterstatter meldet, daß die Generalversammlung aller Seichten und aller Aufdringlichen, die nur dann der Frau Musika huldigen, wenn eine sexuelle Sensation im Spiele ist, den gewohnten Verlauf nahm. Frau Melba gab alte, schon von Herrschaften abgeleierte Koloraturen in präventiöser Weise zum besten. Aber der Beifall, den ihr die gute Gesellschaft zollte, war so demonstrativ, als ob sich die Dame wegen Dreyfus von dem Herzog von Orleans losgesagt hätte. Jedenfalls haben das »Patti—Podium« und die »Patti—Preise«, die der Musikhändler Gutmann ankündigte, das ihre getan. Die hervorragendsten Repräsentanten des verfaulten Wien hatten ihr Erscheinen zugesagt, und der ganze Musikpöbel, der von seiner Abwesenheit bei Darbietungen ernster Kunst bekannt ist, stürmte den Konzertsaal. Heißumstritten, oft interviewt und viel belästigt, fand Frau Melba noch Zeit, dem Vertreter der 'Neuen Freien Presse' ihre Indignation über die Wiener Straßenzustände auszusprechen. Die Dame — welch ein Erfolg für

die liberale Partei! — fand das Tauwetter abscheulich und wollte sich gar nicht auf die Straße wagen. Sie wurde uns als eine arme Gefangene im Hotel Bristol vorgeführt, die verzweifelnd von ihrer einsamen Höhe auf das antilibérale Wiener Kotmeer blickt, das an den Mauern brandet. So kämpft man erfolgreich für Gutmann und gegen Lueger. Denn — was zeichnet diesen Fasching aus vor allen anderen Faschungen usw.?«

\* \* \*

Wann das 20. Jahrhundert zu beginnen hat, darüber konnten sich die Zeitungsgelehrten nicht einigen<sup>1</sup>. Aber jedenfalls steht fest, daß die leidenschaftliche Diskussion der Frage, ob der Philister schon jetzt oder erst übers Jahr Säkularempfindungen hegen dürfe, noch eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts ist. Mehrere Zeitungen haben eine Rundfrage an mehrere Gelehrte ergehen lassen, die mit abgeklärtem Ernst, dem bedeutsamsten Problem zweier Jahrhunderte nachsannen. Ein Blatt störte diese emsige Denkarbeit und entschloß sich rasch, die ersten Männer des Landes mit der andern Frage zu überrumpeln, welches Ereignis sie »als das für Österreich wichtigste im 19. Jahrhundert« bezeichnen würden. Und siehe da, Herr Professor *Fournier*, Abgeordneter von Bodenbach und Umgebung, erklärte, daß er das Jahrhundert noch nicht für beendet halte und daß »immerhin noch im nächsten, letzten Jahre desselben Dinge vorkommen können usw.«. Freiherr v. Bezecny gibt klipp und klar Auskunft; er hält offenbar seine Rückberufung auf den Posten des Hoftheater—Intendanten im »nächsten, letzten Jahre« nicht für wahrscheinlich. Für Frau Marie *Boßhardt* van Demergel ist der Völkerfriede das wichtigste Ereignis, und sie erwartet bestimmt, daß er noch in diesem Jahre erscheinen wird. Herr Dr. *Glossy* hinwiederum führt die »Aufhebung der Zensur« an, die nach seiner Ansicht bereits vollzogen ist; für ihn handelt es sich jedenfalls um die Streitfrage, ob das 20. Jahrhundert 1900 oder 2000 beginne. Auch der Polizeipräsident *Habrda* gibt eine ähnlich utopische Antwort; eines der wichtigsten Ereignisse sei für ihn die »Erkenntnis und Betätigung der Humanität«, namentlich auf dem Gebiete der polizeilichen Pflege, auf dem sie »bereits zum vollen Durchbruch gelangt«. Die Zustände im Gefangenhause in der Theobaldgasse, wo ja Taschendiebe keine schlechtere Behandlung als Wahlrechtsdemonstranten erfahren, bestätigen das Gesagte. Daß die Wiener Polizei eine »Wohlfahrtsbehörde« ist, hat sie in den Maitagen bewiesen. Die beispiellosen Brutalitäten, deren Schauplatz die Ringstraße im 19. Jahrhundert öfter war, stützen auch die weitere Behauptung des Herrn Habrda, daß »das Moment der Öffentlichkeit bei den Gestionen der Polizei immer mehr in den Vordergrund tritt, weil ihre Amtsführung nichts zu verbergen hat«. Seitdem Wien ein Museum mit künstlerischen Verklärungen polizeilichen Wohltuns besitzt, scheinen die Gestionen unserer Polizei von den Suggestionen unseres Polizeipräsidenten unterstützt zu werden ... Die Fürstin Pauline *Metternich* hat sich, wie die Redaktion freudig mitteilt, am frühesten mit der Antwort eingestellt. Sie vermeidet es, von Familienangelegenheiten zu sprechen und etwa, wie so viele Teilnehmer an der Enquete, das Jahr 1848 als das für Österreich wichtigste Ereignis zu bezeichnen; auch die Erwähnung des ersten Blumenkorsos hat man in ihrer Antwort vermißt. Frau *Wisinger—Florian* meint kurz und bündig: »Die Erfindung der Elektrizität«, wiewohl es doch eine Tatsache ist, daß, selbst wenn für Österreich die Elektrizität eigens hätte erfunden werden müssen, am Ende des Jahrhunderts in Wien Gaswerke ge-

1 Ein Trost für das dumme Pack, das den Beginn des neuen Jahrtausends auf den 1. Januar 2000 setzte.

baut worden wären. Frau Bertha *Suttner* schweigt in ihrer Antwort das Manifest des Zaren tot und erklärt, obwohl doch Anzengruber, Anastasius Grün und Grillparzer voneinander ganz getrennt und zu verschiedenen Zeitpunkten auf die Welt kamen, »das Aufgehen des Dreigestirns« für das eine beträchtliche Ereignis. — Auch Herr *Kestranek*, der Zentraldirektor der Prager Eisenindustrie-gesellschaft wurde um seine Meinung befragt. Er erbittet sich einen kleinen Aufschub, da »vielleicht schon im nächsten Jahre« ein Ereignis eintreten könne, das als das wichtigste zu bezeichnen sein würde. Nun ja, das Eisenkartell soll im Laufe dieses Jahres die Werke des Erzherzogs Friedrich und des Grafen Andraßy erwerben und damit endlich in Österreich das Monopol für Eisenwucher erlangen. Die »freundlichsten Grüße«, die Herr *Kestranek* schon jetzt an die Redaktion sendet, sind jedenfalls höchst verdächtig. Hofrat *Eger* antwortet schlicht und ruhig: »Der Ausgang des Krieges vom Jahre 1868.« Daß ein Generaldirektor der Südbahn gerade ein unglückliches Ereignis für das wichtigste erklärt, ist gewiß bezeichnend. Aber dann war Bescheidenheit nicht am Platze, und Herr *Eger* hätte in alter Seelenruhe die Katastrophe von Mödling, von Klagenfurt oder Kalsdorf, oder geradeheraus die Eröffnung der Strecke Wien—Triest nennen können. Am verblüffendsten ist jedenfalls die Antwort des Ritters von *Taussig*. Der Vizepräsident der Waffenfabriksgesellschaft, gegen den zwar eine Untersuchung eingeleitet, jedoch bekanntlich nach kurzer Zeit schon eingestellt wurde, erbittet sich trotzdem »ein Jahr *Bedenkzeit*«. Aber dann ist ja die Sache längst verjährt, und nicht einmal wir können gegen den Einstellungsbeschluß Berufung einlegen.

\* \* \*

Ein köstliches Histörchen soll sich jüngst in den ominösen »*schwarzen Bergen*« zugetragen haben. Der findige Fürst dieses Ländchens, der auf der weiten Welt nur vom Grafen Goluchowski ernst genommen wird und dem es gelungen ist, das österreichische Postärar um 1,200.000 Kronen zu prellen, ist schließlich auf die Idee gekommen, seinen schadhaften Ruf in kleinen Raten ausbessern zu lassen. Es war kein schlechter Einfall, mit dem ersten Nadelstich einen stammverwandten Mann zu betrauen, der vor nicht langer Zeit dem Fürsten etwas am Zeuge geflickt hatte. Ich spreche von einem kleinen kroatischen Redakteur, der sich früher in seinem kleinen Blatte im Brusttone der Überzeugung über die Unzulässigkeit von so *großen* Postdiebstählen ergangen hatte. Der Mann wurde also nach Cetinje gebracht, vom Minister des Äußern empfangen und ins Hotel geleitet. Nach einer Stunde wurde er vom Fürsten in Privataudienz empfangen. Dem braven Revolvermann »klopfte das Herz stürmisch«, als er dem berühmten Hammel— und Postanweisungsräuber gegenüberstand; denn er hatte noch nie einen Fürsten von Angesicht zu Angesicht gesehen. Schon vorher ward ihm die Ehre zuteil, daß ihm der Minister selbst — mit gewohnter Geschicklichkeit — beim Ausziehen des Rockes behilflich war. Als ihm der Fürst nun gar eigenhändig eine Zigarette anbot, war das Herzklopfens kein Ende mehr. Im Laufe des Gesprächs versicherte der Fürst den Gast, daß er allen Großmächten wohlgesinnt sei und sich speziell mit der siebenten vertragen wolle. Er beklagte sich über die Empfindlichkeit eines Journalisten, der ihm mit der Ehrenbeleidigungsklage gedreht hatte, als er ihm seinen Danilo—Orden anbieten ließ. Im übrigen seien die »*schwarzen Berge*« gar nicht so schwarz, als man sie male. Und es seien schon viele reisende Kaufleute unversehrt und ungeplündert durch Montenegro gekommen. Nun stellte der Fürst dem Gaste noch seine fürstliche Gemahlin, sowie seine prinzlichen Kinder vor und setzte dann das politische Gespräch fort. Als der

Gast bei den Worten »Krone von Montenegro« ein etwas verblüfftes Gesicht machte, wies der Fürst mit der Hand auf eine Kassetten, die auf dem Tische stand. Mit vor Ehrfurcht zitternden Händen wollte der Redakteur das Kleinod betasten, und streifte dabei mit dem Ärmel das Diadem. Und der Fürst klopfte ihm mit freundlicher Bereitwilligkeit den Schmutz vom Ärmel ...

Wie ich nachträglich erfahre, soll der Hotelier, bei dem der Redakteur abgestiegen war, nach mehreren vergeblichen Versuchen, Bezahlung zu erlangen, den Danilo—Orden bekommen haben.

\* \* \*

### DESTENFELS.

Das Abendblatt der 'Neuen Freien Presse' vom 16. Januar zitiert in einem Privattelegramm das Rundschreiben, das Präsident Krüger an die Buren—Generale gerichtet hat. Krüger, heißt es zum Schlusse, »vergleicht das englische Zerstörungswerk mit dem *Angriffe Destenfels' auf die Kirche Christi*«.

Die Leser der 'Neuen Freien Presse' zerbrachen sich den Kopf und konnten auf keine Weise herausbringen, wer denn dieser Destenfels, dessen Name bisher im Burenkriege nie genannt war, eigentlich sei. Sie haben sich an mich mit der Bitte um Aufklärung gewendet. Sie ward mir nicht leicht. Vom langen Nachdenken wollte ich schier *des Teufels* werden.

\* \* \*

*Cettinje.* (Telegramm meines Spezialkorrespondenten.) Dem bekannten Sammler von Insolvenzen und Armeebefehlen Sr. Majestät, L. K. *Nolston* (auch Leopold Kohn), wurde soeben der Danilo—Orden IV. Klasse verliehen. Da Kohn hier als hervorragendes Radaktionsmitglied der Wiener 'Neuen Freien Presse' bekannt ist, durch deren seinerzeitige Polemik gegen den Fürsten die Beziehungen beider Reiche bedenklich ins Schwanken gerieten, so faßt man die Verleihung des Ordens an den verdienten Wiener Gelehrten in hiesigen politischen Kreisen allgemein als Versuch einer Wiederannäherung Montenegros an Österreich auf.

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

*Konzertsängerin.* Daß in Wien die Verhältnisse, unter denen Sie, Ihre Kollegen und Kolleginnen Ihren Beruf ausüben, die denkbar schlechtesten sind, weiß ich. Aber das Material, womit Sie Ihre Klage belegen, enthält wenig Neues und Überzeugendes und kommt meiner guten Absicht, die Übelstände des Wiener Musiklebens zu besprechen, nicht im entferntesten zu Hilfe. Sie sind, wie Sie behaupten, Sängerin von Ruf und beschweren sich über die langweiligen und oft demütigenden Besuche bei den Herren Kritikern. Sie schildern aber Ihre Erfahrungen nur dort, wo Sie NICHT vorgelassen wurden. Daß die Dienstmädchen der Wiener Rezensenten oft unhöflich sind, kann ich als einen Übelstand des Wiener Musiklebens eigentlich nicht ansehen, und wenn die Magd in barschem Ton gemeldet hat, daß der Herr nicht zu sprechen sei, so haben Sie darum noch keine Ursache, bitter—ironisch von einem »goldenen Künstlerlos« in Gänsefüßchen zu sprechen. Ich will Ihnen und Ih-

resgleichen einen Rat geben: Machen Sie einfach keine Kritikerbesuche mehr! Und wenn Sie dann ein auffallendes Sinken der Lobestemperatur bei dem einen oder andern bemerken, wenn, wie Sie sagen, Sie dann »erst recht verrissen« werden, so teilen Sie mir einfach diese Beobachtung nebst dem Namen des Herrn und dem Datum des letzten Besuches mit! Die Sache interessiert mich auch, wenn Sie annehmen, daß Sie seinen Unmut durch Übersehen der neuesten Lieder des Kritiker—Komponisten erregt haben könnten. Dagegen freilich, daß Opersänger Ihnen die so seltenen Konzertengagements wegnehmen, kann ich viel weniger ausrichten. Sie meinen, Herr Mahler sei »ohnein ein solcher Despot«, das »könnte und sollte er verbieten«. Ob sich das Publikum lediglich aus dem Grunde, weil Opersänger 18—20.000 fl. Gage haben, »nicht danach sehnt, sie im Konzertsale zu hören«, kann ich nicht sagen. Die wirklichen Schäden, die nicht in der Konkurrenz der ausübenden Künstler, sondern in der Monopolisierung des Musikhandels liegen, streifen Sie nur obenhin. Warum erzählen Sie mir nichts Näheres von Herrn Gutmann, dem im Operngebäude etablierten Händler, der Ihnen und Ihren Erfolgen gewiß oft hinderlicher gewesen ist, als die im Opernhaue engagierten Künstler? Oft schon habe ich mir gewünscht, Genaueres über diesen Herrn GUTMANN zu erfahren, der mir in zahllosen Beschwerdebriefen seit langem als ein arger Musiktyrann geschildert wird. Freilich immer nur, wie in dem Ihren, andeutungsweise. Ich kann doch nicht ein Preisausschreiben erlassen: auf die beste Beantwortung der Frage, was Herr Gutmann eigentlich vorzuwerfen ist, worin er das musikalische Leben unserer Stadt geschädigt und welche Künstler er schon gezwungen hat, bei den Jours seiner Gattin gratis mitzuwirken, bevor er ihnen einen Konzertsaal überläßt. Wenn Herr Gutmann nicht will, hat ja selbst Sarasate keinen vollen Saal, d. h. wenn Sarasate nicht will, daß Frau Gutmann bei seinem Konzert mitwirke. Ja, dieser kaiserliche Rat, bei dem Sie alle Audienz nehmen müssen, der aber auch fürstliche Gnaden austeilten und »Patti—Preise« in Aussicht stellen kann! Ich habe mich mit ihm seit den denkwürdigen Perosi—Tagen, da er mit Monsignore Locatelli auf dem Südbahnhofe auf— und abschrift und später vor den Augen einer weihevoll gestimmten Schar im Konzertsaal dem Fürsterzbischof Gruscha die Hand küßte, nicht mehr beschäftigt ... Und was ist das mit der Frau EHRENSTEIN? Daß ihren Abgang vom Hofoperntheater der tieftrauernde Gatte im 'Extrablatt' unermüdlich beklagt, weiß ich. Kürzlich konstatierte Herr KÖNIGSTEIN die neapolitanischen Erfolge der Dame, meinte, daß sie der »Tannhäuser«—Aufführung im San—Carlo—Theater »den Stempel aufgedrückt« habe, und bemerkte schließlich familiär: »Wir haben von der ausgezeichneten Künstlerin nichts anderes erwartet.« Die Telegramme und Reklamenotizen, die Frau Ehrenstein sendet, kommen nicht direkt in Satz, sondern werden vorher noch von dem ihr vermählten Kritiker redigiert. Auch an Herrn LIEBSTÖCKL wendet sie sich, den gesinnungstüchtigen Mann, der in liberalen, antisemitischen, regierungsfreundlichen, oppositionellen, zionistischen, autonomistischen, zentralistischen, jüdisch— und deutschnationalen Blättern für Reklame sorgen kann, einen Musikkritiker, dem die unerbittliche Konsequenz für Frau Ehrenstein umso höher anzurechnen ist, als er sich z. B. öfter schon gleichzeitig in dem einen Blatt gegen, in dem andern für Mahler ausgesprochen hat ... Ich weiß es, die Schwester der Dame arrangiert indessen die musikalischen Soiréen der Gräfin Kielmansegg auf entsprechend billige Weise. Warum geniert Sie das aber? Wodurch fühlen Sie sich da in Ihrem Innersten getroffen? Ist es denn das letzte und heiß erstrebte Ziel ehrgeiziger Künstler, bei Kielmanseggs zu singen? Gewiß sehe ich weiteren Mitteilungen gerne entgegen. Aber zwischen Kritikerbesuchen und Statthaltersoiréen werden Sie



hoffentlich noch Interessanteres und Wesentlicheres zu erleben und auszusprechen in der Lage sein.

*Ein Wissender.* Daß Herr Schlenther dem Direktor eines Berliner Theaters, der ihn nach den Qualitäten der Frau LEWINSKY fragte, die Auskunft erteilt haben soll, die Dame habe sich als gänzlich unverwendbar und unbrauchbar erwiesen, glaube ich denn doch nicht. Wie man Künstler beschäftigt, mag Herr Schlenther nicht wissen, wie man sie entläßt, muß ihn doch das primitivste Anstandsgefühl lehren. Er weiß, daß man jedem Diensthofen »treu, fleißig und ehrlich« ins Zeugnis schreibt, um seinem Fortkommen nicht hinderlich zu sein. Tatsächlich hat aber, wie Sie mir mitteilen, der Berliner Kollege des Herrn Schlenther Frau Lewinsky nicht engagiert ... Anlässlich des Abschiedes der Dame sind übrigens anderweitig wahre Orgien der Brutalität gefeiert worden. Mögen Härte und Hohn, mit denen man die Gattin eines verdienstvollen Künstlers durch Jahre behandelt hat, hundertmal gerecht sein, erbärmlich bleibt die Art, wie einige Rezensenten das letzte Auftreten der endlich Scheidenden glossiert haben. Da ist vor allem der Gentleman im 'Wiener Tagblatt', der sich nicht geschämt hat, eine unglückliche Frau, der ein redliches Wollen nicht die bittersten Enttäuschungen ersparen konnte und die ihre Laufbahn nun beendet sieht, mit faulen Äpfeln und faulen Witzen zu bewerfen.

*Herrn Doczi.* Mitarbeiter des 'Neuen Pester Jourfial'. Da Sie nebenbei auch Sektionchef im Ministerium des Äußern sind, haben Sie sich kürzlich veranlaßt gefühlt, aufgeregt zum Grafen Goluchowski zu kommen und ihm meine der Beleuchtung seiner Balkanpolitik und seiner Stilblüten gewidmeten Artikel vorzulesen. Ich kann Ihnen verraten, daß Ihre Vorlesung auf ihn nicht den mindesten Eindruck gemacht hat. Nichts vermag den behäbigen Mann aus seiner Fassung zu bringen, und was die Grobheiten Rußlands nicht vermochten, wird einem Zeitungsartikel nicht gelingen. Das hätten Sie sich füglich denken können. Also ersparen Sie sich wenigstens für die Folge alles unnötige Echauffement!

*Richard L—nt. Budapest.* Ich wußte es, Ihr heimisches Schmutzblatt, der 'Pester Lloyd', leistet im Dienste Milans das Menschenmögliche. Aber daß es dem unmündigen Sohne dieses Halunken »Hochherzigkeit, Milde und WOHLERWOGENE Staatsklugheit« nachsagen würde, hatte ich selbst nicht erwartet. Was ist übrigens dies alles gegen die Reden, die der Chefredakteur des Blattes, der bekannte Herr Max Falk, neulich in Wien als Vertrauenskuli Goluchowskis den Delegationen zu bieten gewagt hat! »Der ausgezeichnete Empfang des jungen Königs von Seite des Monarchen wird unstreitig die gegenseitigen freundschaftlichen Gefühle NOCH STEIGERN«, rief er. Aber nicht nur, daß man den Mann nicht nach Ungarn abgeschoben hat, soll Herr Goluchowski noch gesonnen sein, die Subvention für den 'Pester Lloyd' zu erhöhen.

*Linzer Correspondent.* Ich danke Ihnen für die Zusendung des Blattes, aus dem ich die Vorgeschichte der Gmundener Bürgermeister—Demission kennen lernte. Der Fall KALTENBRUNNER ist gewiß typisch für die liberale Gemeindepolitik. Den Anschluß an die Wiener kapitalistische Korruption hat, wie Sie mir mitteilen, Herr Moriz Pflaum, Chef des Hauses Dutschka & Co., dem früheren Gmundener Bürgermeister besorgt. — Auch Ihr Bericht über das Auftreten des »Herrn aus Linz« in seiner Vaterstadt war mir willkommen. Wenn Herr Hermann BAHR, der erst jahrelang unsere jüngeren Kaffeehausbesucher verleitet hat, undeutsch zu schreiben, nach Linz kommt, um die Wiener »Bewegung« für bankrott zu erklären, so ist das freilich recht drollig. In Ihrem Brief heißt es: »Herr Bahr gab Linz die Ehre seines Wiedersehens nach langen Jahren der Trennung. Sie denken boshaft: Ach, wären sie uns Wienern beschieden gewesen! ... Er kam, Tränen in den Augen. 'Wie jener biblische

verlorene Sohn, zu dessen Ehren geschlachtet wird, — der aber bittet, nicht selbst geschlachtet zu werden.' Dieses und ähnliche Mätzchen leiteten sein Thema 'Moderne Literatur' ein, das er im Handumdrehen in einen Vortrag über sich verwandelte.« Bekannt war mir, daß Herr Bahr auf seine Tourneen den gewissen einen Vortrag mitnimmt, in dem er sich über die »jungen Stürmer«, die er irregeleitet, weidlich lustig macht. Auch, daß er dabei Roseggers Weckruf nach einer Provinzliteratur mit schwächerer Stimme kopiert. Unbekannt war mir, daß der glückliche Nutznießer des Wiener Cliquentums den Mut aufbringt, in Österreichs Provinzen auf die Wiener Cliquenwirtschaft in Theater und Presse zu schimpfen. Das steht dem von der Nähe eines Siegfried Löwy oder Spiegl Beseeligten wahrlich schlecht an. Herrn Bahr gegen die verworfene Wiener Presse losziehen hören: — wie schade, daß man nach Linz fahren muß, um solches Vergnügen zu genießen.

*Auf zahlreiche Zuschriften.* Ich verstehe die Empörung nicht. Daß die meisten Blätter nach Aufhebung des Zeitungsstempels »mit dem Preise nicht heruntergehen«, kann ich, der ich mir jetzt die Sache genau überlegt habe, so übel nicht finden. Die 'Neue Freie Presse' hatte ja doch verkündet, daß die Beseitigung der Stempelsteuer dem VOLKSWOHLF dienen werde. Für dieses aber kann sie in Wahrheit nur tätig sein, wenn sie den Abonnementspreis ERHÖHT, wenn sie sich als eine für das Volk unerschwingliche geistige Nahrung deklariert. — Der einzige Politiker übrigens, der halbwegs gehnt hat, wem die neueste »Freiheit« zugute kommen werde, war Herr Kaizl. Er wollte mitten im Jahr den Zeitungsstempel nicht aufheben; denn er fürchtete, daß die Blätter im selben Jahr nicht billiger würden. Daß die Herausgeber den Gewinn überhaupt einstecken würden, hat er sich freilich nicht träumen lassen. — Die Ankündigung von Montagsblättern war natürlich purer Schwindel, ebenso die Versammlung der gegen die Störung der Sonntagsruhe protestierenden »Concordia«—Leute, die Herr Steinbach mit Wissen und Willen seiner Chefs zusammengerufen hatte. Hinter den Bemühungen, dem Publikum vom 1. Jänner an »etwas zu bieten«, hat nichts gesteckt, als die bekannten dummen Eifersüchteleien zwischen den Herausgebern der 'Neuen Freien Presse' und des 'Neuen Wiener Tagblatt'. Bitter ist nur, daß der tertius gaudens in diesem Streite der Besitzer der 'Sonn— und Montagszeitung' ist.

*K. k. Postdirection.* Sie ersuchen mich in einer vom 12. Jänner datierten Zuschrift Nr. 4288/7 mit Bezug auf die in Nr. 27, Seite 31 enthaltene Bemerkung um die Einsendung jenes Couverts, das »amtlich geschlossen« war, nachdem es, wie mir schien, vorerst amtlich geöffnet worden, und stellen eingehende Erhebungen in Aussicht. Ich freue mich dieses Eifers und der augenfälligen Wirkung, die meine Notiz getan hat, und gebe mich der für die Völker Österreichs beruhigenden Hoffnung hin, daß in Zukunft das Briefgeheimnis »tunlichst« gewahrt werden wird. Das Kuvert kann ich Ihnen leider nicht übersenden. Denn erstens habe ich es ein paar Tage nach Erscheinen der erwähnten Notiz dem Adressaten zurückgestellt, und zweitens weiß ich nicht, ob der bosnische Student, der mich natürlich um Diskretion bezüglich seines Namens und des Bestimmungsortes bat, es mir nicht am Ende verübeln möchte, daß ich ihn nachträglich den Schikanen der bosnischen Regierung nähergerückt habe. Ich bin höchstens in der Lage, Ihnen fünf Personen, die meine Wahrnehmungen an dem Couvert bestätigt haben, als Zeugen für die Richtigkeit meiner Angaben zu nennen, und ich glaube, daß es genügen wird, wenn die löbliche Direktion eine strenge Weisung an alle Postämter erteilt, daß die an bosnische Studenten und auch an österreichische Staatsbürger adressierten Briefe fortan nicht mehr »amtlich geschlossen« werden dürfen.

*Preßfeind.* Auch ich habe seit Jahren nichts Gemeineres gelesen als den Aufruf der Scharfschen 'Sonn— und Montagszeitung': »Geld am Sonn— und Montag!« Man kann auf die Art, wie der Mann das Publikum zur Mitarbeit »heranziehen« wird, begierig sein. Der Kampf gegen die 'Neue Freie Presse' ist aber selbst durch Herrn Scharf noch nicht kompromittiert. Er hat jetzt die richtige Methode gewählt, den Börsenwöchner unterzukriegen: Stilblüten gegen Stilblüten. Herr Benedikt, meinte Scharf neulich, ist »kein richtiger Wilhelm Tell« ; denn er ruft immer: »Landgraf, werde — weich! « Und doch ist es eine Tatsache, daß sich im ganzen Tell der bekannte Ruf: »Landgraf, werde hart!« nicht ein einziges Mal findet.

*Herrn Edgar v. Spiegl, Effectenbörse.* Wien. Sie wollen mit Herrn LIPPOWITZ vom 'Neuen Wiener Journal' ein neues Tagblatt herausgeben und fragen an, ob Sie als Chefredakteur noch möglich sind? Bleiben Sie ruhig weiter auf Ihrem Posten als »Concordia«Präsident, der Ihnen ja sicher ist, so lange ihn kein anderer haben will. Gelegenheit zu geschäftlichen Transaktionen finden Sie ja auch in Ihrer jetzigen Stellung.

*O. H. Ing.* Beruhigen Sie sich! Ex—lex ist ein politisches Schlagwort und heißt: »Aus — das Gesetz!« oder »Gesetz — aus!. Ex lege (aus dem Gesetze) ist ein Unsinn.

*Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.*

